

ZURÜCK ZU DEN WURZELN

Von Angelika Rieber

Spurensuche und Begegnungen in der frühen Heimat der Eltern

2012 hat die Stadt Frankfurt damit begonnen, auch die Kinder und Enkel ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter einzuladen. Unter Beteiligung der Projektgruppe „Jüdisches Leben in Frankfurt“ sowie weiterer Organisationen hat die Stadt das Besuchsprogramm neu gestaltet und auf die Bedürfnisse der nachfolgenden Generationen zugeschnitten. Zu den Eingeladenen gehörten 2012 auch noch einige Angehörige der ersten Generation, die als Kinder Deutschland verlassen haben (Renata Harris, Miriam Liver, Ralph Penglis, Evelyn Schneider, Herbert und Margot Stern).

Neben dem Begrüßungs- und Schlussempfang, einem Get-Together zu Beginn und am Ende des Besuches, einer Stadtrundfahrt, dem Besuch des Philantropin, des Jüdischen Museums und der Gedenkstätte Börneplatz stellen verschiedene Organisationen (Bildungsstätte Anne Frank, Fritz-Bauer-Institut, Initiative 9. November, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit) während der Besuchswoche ihre Arbeit vor. Die Projektgruppe „Jüdisches Leben in Frankfurt“ bietet den Besuchern Unterstützung bei der Spurensuche an, lädt sie zu Gesprächen mit Schülerinnen und Schülern ein und veranstaltet einen Begrüßungsabend zu Beginn des Besuchsprogramms, der dem gegenseitigen Kennenlernen dient.

Die Erfahrungen und Eindrücke der Gäste während dieses ersten Besuchsprogramms der Stadt Frankfurt für Angehörige der zweiten Generation im Jahr 2012 nimmt die Projektgruppe zum Anlass, die Begegnungen zu dokumentieren, um damit Bedeutung und Wirkung dieses Programms darzustellen.

„I learned so much about myself and my German roots“

Haben die Kinder und Enkel der ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter überhaupt Interesse an bzw. einen Bezug zu der Geburtsstadt ihrer Vorfahren? Sie kennen die Stadt doch gar nicht. Solche skeptischen Fragen und Kommentare hören wir gelegentlich.

Beginnen wir bei der Antwort mit der Frage, aus welchen Motiven die Kinder der Emigranten die Heimatstadt der Vorfahren besuchen möchten. Viele der Kinder haben durch ihre Eltern oder Geschwister von dem Besuchsprogramm erfahren und sich anschließend an die Stadt gewandt, um dort ihr Interesse an einer Einladung zu bekunden (Ronit Hauer und Ruth Shaul, Yoram Igael, Carol und Susan Loeb, Patrick Nussbaum, Micha Ramati, Ron Sommers). Einige Mitglieder der zweiten Generation wurden von ihren Eltern als Interessenten gemeldet. Manche, wie Patrick Nussbaum, haben es dem Vater versprochen, das Herkunftsland seiner Vorfahren zu besuchen. Einige haben sich nach dem Tod der Eltern entschlossen, auf Spurensuche in Deutschland zu gehen, um mehr über ihre Familie und deren Herkunft zu erfahren. Andere nutzen es als letzte Chance, mit den Eltern über die Familiengeschichte zu sprechen. Manch einer weiß noch nicht so recht, was er sucht oder was ihn erwartet, hat vielleicht ein diffuses Interesse. Manche stolpern ein wenig in ihre Familiengeschichte hinein und werden von ihr in den Bann gezogen. Die Geschwister Israel haben sich nach langem Zögern entschlossen, gemeinsam nach Frankfurt zu kommen. Ihre Eltern wollten nie wieder nach Deutschland zurück.

Was wissen die Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter über ihre Familien aus Deutschland? Manche wuchsen auf, ohne viel über die Geschichte der Eltern oder das Schicksal von Angehörigen zu erfahren (Yoram Igael, Ron Sommers, Ruth Shaul und Ronit Hauer). Viele der Kindertransportkinder sahen ihre Eltern nicht wieder, wuchsen ohne sie und ohne Geschichten von früher auf (Renata Harris). Einige Kinder spürten, dass es etwas gab, was ihnen die Eltern nicht erzählt haben, und empfanden dies als Lücke in ihrem Leben. Manche hatten das Gefühl, dass ihnen die Eltern möglicherweise traumatische Erfahrungen nicht mitteilen konnten oder auch nicht wollten, weil sie die Kinder schonen und ihnen eine geschützte Kindheit ermöglichen oder weil sie sich selbst vor der Erinnerung schützen wollten. Die Botschaft an die Kinder war oft, nach vorne zu schauen, in eine bessere Gegenwart und Zukunft hinein, und der Auftrag, zu ihrer Gestaltung beizutragen. Auch umgekehrt fiel es den Kindern schwer, das Schweigen zu durchbrechen. Sie fragten daher oft nicht nach, entweder weil sie nicht so recht wussten, wonach sie fragen sollten, oder weil sie fürchteten, alte Wunden wieder aufzureißen. Möglicherweise hatten

einige Kinder auch das Gefühl, ihre Eltern würden ihnen etwas vorenthalten. Sie empfanden das Schweigen unter Umständen als Distanz ihnen gegenüber („lack of openness“, Malka Igael).

Andere Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter wuchsen mit zahlreichen Geschichten der Eltern oder mit Fotos der Familie auf (Varda Albalach, Gisele Croitoru, Micha Ramati). Einigen Kindern ist die deutsche Sprache vertraut, weil es vielen älteren Emigranten schwer fiel, die Sprache der neuen Heimat zu lernen bzw. sie gut zu beherrschen (Ruth Alter, Geschwister Israel, Ralf Penglis), während den Kindern die Eingewöhnung meist leichter fiel. Während die einen wie selbstverständlich mit der deutschen Sprache aufwuchsen, ist sie für andere Kinder eher eine „feindliche“ Sprache, die mit dem Holocaust verbunden ist.

Einige Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter verbinden mit der deutschen Herkunft der Eltern die Esskultur in der Familie, den Streuselkuchen (Carol und Susan Loeb) oder die Wurst (Gisele Croitoru). In etlichen Familien ist eine klare und bewusste Distanzierung vom Herkunftsland zu spüren, die sich auf unterschiedliche Weise äußern kann, z.B. durch einen großen Patriotismus für die neue Heimat oder den Boykott deutscher Produkte (Ron Sommers, Yoram Igael). So wurde Varda Albalach, die in Israel lebt, als 16-jährige beim Kauf einer Trockenhaube der Firma Krups direkt mit der Tatsache konfrontiert, dass die Eltern keine deutschen Produkte kauften.

Unabhängig von der Tatsache, ob ihr Bezug zum Herkunftsland der Vorfahren durch Geschichten und Fotos oder eher durch Schweigen geprägt war, sind Weltbild und Deutschlandbild der nachfolgenden Generationen mehr oder weniger beeinflusst von den Erfahrungen der Eltern oder Großeltern, die aus Deutschland fliehen mussten oder die Lager überlebt haben. Geprägt sind die Bilder, die sich die Nachfahren von Deutschland machen, von dem, was die Eltern oder Großeltern erzählt haben, wie auch von dem, was die Eltern ihnen nicht mitgeteilt haben, und ebenso von der Art und Weise des Umgangs der Familie sowie des gesellschaftlichen Umfeldes mit diesen Erfahrungen.

Vielen Kindern waren diese Einflüsse zwar vorher bewusst, aber sie bekamen während des Besuches in Frankfurt eine größere Bedeutung. Das Get-Together zu Beginn und der Erfahrungsaustausch am Ende des Besuchsprogramms schafften den Raum, sich untereinander kennenzulernen und die eigenen Erfahrungen mit den anderen Teilnehmern zu vergleichen. Bei diesem Austausch entdeckten die Besucher viele Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede. Vertrautheit empfanden viele während ihres Deutschlandbesuchs bei bestimmten Gewohnheiten (z.B. Pünktlichkeit) oder Speisen (z.B. Streuselkuchen). „In such a short time I learned so much about myself and my German roots. I consider the participants

on the trip our 'Frankfurt Family'. I also felt such a connection to the other participants. I found it very interesting that I was raised so similarly to the people in the group. I am proud to say, 'I am a Frankfurter'. The trip made it clear how German my upbringing was!" (Carol Loeb)

Etwas über sich selbst und die eigenen Wurzeln zu erfahren, ist also ein wichtiges Motiv, die Einladung der Stadt Frankfurt anzunehmen. Die Spurensuche in der alten Heimat der Eltern und die Begegnungen mit Menschen in Deutschland ermöglichen es den Kindern und Enkeln, sich selbst ein Bild zu machen, Lücken zu füllen und Erzählungen der Eltern anhand eigener Anschauungen zu überprüfen.

Besuch in der früheren Heimat der Eltern

Einige wenige Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Besuchsprogramms waren bereits mit ihren Eltern in Deutschland (Susan und Carol Loeb, Patrick Nussbaum), oft nur auf der Durchreise, um die Gräber der Vorfahren aufzusuchen (Varda Albalach). Teilweise fühlten sie sich bei diesen Besuchen unwohl und scheuten sich, Kontakte mit Deutschen aufzunehmen. Miriam Liver besuchte ihren Vater in Frankfurt, der dort in den 60er Jahren wieder beruflich tätig war. Einige haben es erlebt, dass ihre Eltern oder Großeltern die Einladung der Stadt Frankfurt annahmen oder auch, dass sie eine solche Einladung ablehnten (Eltern der Geschwister Israel). Manchmal wirkte der Besuch in der alten Heimat wie ein Startsignal, auch mit den Kindern über die eigene Vergangenheit und über Deutschland zu sprechen (Yoram Igael, Ron Sommers). Mehrere Teilnehmer des Besuchsprogramms 2012 waren bereits vorher aus den unterschiedlichsten Gründen in Deutschland. Ron Sommers besuchte seinen Sohn, der zwei Jahre lang in Berlin deutsche Literatur studierte. Auch Micha Ramati war bereits mehrfach in Deutschland. Yoram Igael und Renata Harris kamen anlässlich der Verlegung von Stolpersteinen für die ermordeten Großeltern bzw. die Mutter nach Frankfurt. Ronit Hauer begleitete etliche deutsch-israelische Austauschprojekte nach Deutschland. Ebenso war Ruth Alter mehrmals in Deutschland. Sie begleitete ihren Mann, der Bürgermeister in Haifa war, zu den Verschwisterungsfeiern Haifa-Mainz und Haifa-Bremen.

Von der Stadt, aus der sie selbst oder die Eltern vertrieben wurden, eingeladen zu werden, gibt den Besuchern trotz möglicher Skepsis und Unsicherheit das Gefühl, willkommen zu sein. Auch spielt das Angebot der Projektgruppe „Jüdisches Leben in Frankfurt“, Gespräche mit Schülerinnen und Schülern zu vermitteln und die Besucher bei der Spurensuche zu unterstützen, bei der Ent-

scheidung, die Einladung der Stadt anzunehmen, eine nicht unwichtige Rolle. Damit ist es den Besuchern möglich, sich sowohl mit der Geschichte ihrer Familien als auch mit dem heutigen Deutschland auseinanderzusetzen.

Was ist den Besuchern wichtig? Was möchten sie sehen? Wen möchten sie treffen?

Aufschluss darüber geben die Rückmeldungen der Eingeladenen an die Projektgruppe. Mit der Einladung der Stadt erhalten die zukünftigen Besucher einen Brief des Projektes. Mit einem anliegenden Fragebogen werden erhobene Daten zur Lebensgeschichte der Vorfahren (Adressen, besuchte Schulen, Herkunftsorte von Vorfahren etc.), wiedergeklärt. Die Grundlage für vorbereitende Recherchen, ob die Besucher Interesse an einem Gespräch in der Schule haben, und gefragt, welche Orte die Gäste aufsuchen möchten bzw. zu wem sie Kontakt suchen.

Spurensuche vor Ort

a, Mit den Orten der Erinnerung in Berührung sein

Auf die Frage, was sie gerne sehen möchten, ist die Antwort der zukünftigen Besucher eindeutig. Fast alle möchten die frühere Wohnung, die früher besuchten Schulen, das Geschäft oder die Arbeitsstätte von Eltern und Großeltern aufsuchen und zu den Gräbern der Vorfahren gehen. Welche Bedeutung hat diese Spurensuche vor Ort für die Besucher? Welche Erfahrungen haben sie dabei gemacht? Was sollten die Begleiter vor Ort bedenken?

Oft haben die Kinder und Enkel der ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter bereits Probleme, den Fragebogen der Projektgruppe auszufüllen. Sie haben manchmal keine oder nur dürftige Informationen über die früheren Wohnadressen, Namen oder Herkunft der Großeltern oder das Schicksal von Angehörigen. Hier setzt die Arbeit der Projektgruppe an, diese Lücken so weit wie möglich bereits im Vorfeld zu füllen. Teilweise kann zur Vorbereitung auf die Besuche das Archiv der Projektgruppe genutzt werden. So wurden die während vorheriger Besuche von Eltern oder anderen Verwandten aufgezeichneten Interviews bzw. Mitschnitte bei Schulbesuchen sowie weitere Recherchen herangezogen (Yoram Igael, Patrick Nussbaum, Carol und Susan Loeb, Micha Ramati, Ron Sommers, Ronit Hauer und Ruth Shaul).

Viele der Besucher, die als Kinder Frankfurt verließen oder noch nie in Deutschland waren, kennen die Orte nicht oder erkennen sie nicht mehr. Die Mehrzahl der Gäste, insbesondere die Kinder und Enkel, sind der deutschen

Sprache nicht mächtig. Daher sind vorbereitende Recherchen durch Mitglieder der Projektgruppe und die Begleitung bei der Spurensuche wichtig und hilfreich. Weiterhin hat es eine große Bedeutung, wenn die ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter bzw. ihre Kinder und Enkel vor Ort erwartet, begrüßt und empfangen werden. Dies erleichtert es, Unsicherheit und Skepsis abzubauen. Welche Bedeutung es für die Besucher hat, an den mit der Familie verbundenen Orten zu sein, zeigen folgende Beispiele:

Für Varda Albalach war es wichtig, die Wohnung zu sehen, in der die Großeltern und der Vater gelebt haben. Vor allem wollte sie auf dem Balkon stehen, auf dem einst ihr Vater stand und fotografiert wurde. Es war sehr bewegend für sie, diesen Moment mit einem Foto festzuhalten. Für sie wie für Ron Sommers stand der Besuch der Musterschule, der früheren Schule der Väter, ganz oben auf der Wunschliste. Ebenso lag es Micha Ramati am Herzen die Viktoria-schule, heute Bettinaschule, zu besuchen. Dort war seine Mutter einst Schülerin.

Auf dem jüdischen Friedhof in Bingen fand Andrea Jacobs die Gräber von Vorfahren. Sie könne sich nun gut vorstellen, dass ihr Vater als Kind diesen Weg mit den Großeltern hochspazierte und die Gräber der Familie besuchte, sinnierte Andrea Jacobs, nachdem sie dort gewesen war. Für Miriam Liver war der Besuch in Merzhausen, dem Herkunftsort ihres Vaters, wo sie vom Bürgermeister und weiteren Ortsbewohnern empfangen und begleitet wurde, der Höhepunkt der Reise in ihre Geburtsstadt. Patrick Nussbaum ging per Fahrrad auf Spurensuche und erkundete auf diese Weise die mit seiner Familie verbundenen Orte. Auch er legte großen Wert darauf, ein Familienfoto nachzustellen, und ließ sich in genau der Pose auf dem Eisernen Steg ablichten, in der einst sein Vater mit den Eltern fotografiert wurde. Die beiden Loeb-Schwestern ließen sich im Palmengarten fotografieren, an der gleichen Stelle, an der einst ihr Vater als kleiner Junge gestanden hatte.

Mit den Orten in Berührung sein, sie zu sehen, zu spüren, ist für die Besucher von enormer Bedeutung. Diese Orte sind physische Belege für das Leben der Vorfahren in Deutschland. Dies gilt in besonderer Weise, wenn Angehörige im Holocaust ermordet wurden und kein eigenes Grab haben. Daher sind Erinnerungsorte für die deportierten Familienmitglieder oder Freunde von enormer Wichtigkeit, denn sie stehen für ein würdiges Gedenken an die Opfer des Holocaust. Yoram Igael und Micha Ramati besuchten die Gedenkstätte der Bettinaschule. An der Gedenkwand am Börneplatz, die eine Vorstellung von der Dimension des Holocaust gibt, suchten die Teilnehmer des Besuchsprogramms die Gedenksteine für Familienmitglieder, oder sie gingen zu den Orten, an denen Stolpersteine gelegt wurden (Ruth Alter, Renata Harris, Yoram Igael, Micha Ramati, Ron Sommers).

Das offizielle Programm der Stadt sowie die Angebote der Projektgruppe ermöglichen den Gästen somit, den Umgang mit dem Holocaust und dem Gedenken an die Opfer in Deutschland aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Dokumente, Fotos und andere Gegenstände, Beweise für das einstige Leben der Vorfahren in Frankfurt oder anderen Orten in den Händen zu halten, spielt bei der Spurensuche ebenfalls eine große Rolle.

Sichtlich berührt erzählte Gisele Croitoru den Schülerinnen und Schülern der Ernst-Reuter-Schule 1, sie habe am Vortag im Standesamt der Stadt die Geburtsurkunde ihres Vaters erhalten. Es sei für sie ein sehr bewegender Moment gewesen, diese Bestätigung über die Wurzeln ihres Vaters in Frankfurt in den Händen zu halten. Nun könne ihr Vater wieder seine deutsche Staatsbürgerschaft zurückerhalten.

Evelyn Schneider besuchte den Geburtsort ihrer Mutter und entdeckte dort zu ihrer großen Freude auch ein handgeschriebenes Kochbuch ihrer Großmutter, das im Museum der Stadt Butzbach ausgestellt ist. Bertha Grünebaum hatte es vor der Emigration in die USA einer Freundin geschenkt, die es wiederum vor ihrer Deportation im September 1942 an eine Nachbarin weitergegeben hatte. In deren Nachlass fand der Sohn das geschichtsträchtige Kochbuch und vermachte es dem Museum der Stadt Butzbach.

Einerseits war es für Evelyn Schneider wichtig, dieses Dokument in den Händen zu halten, andererseits macht es auch schmerzlich bewusst, welche traurigen Schicksale mit diesem Kochbuch verbunden sind. So sind die Besucher und die Begleiter auch immer mit der Tatsache der Verfolgung, der Flucht und der Deportation in die Vernichtungslager konfrontiert. Trotz des positiven Erlebens der Spurensuche bleibt gleichzeitig die Trauer über den Verlust immer präsent.

Die Orte der Erinnerung, die früheren Wohnungen und Geschäfte, die Friedhöfe, und Gegenstände wie Fotos, Dokumente oder das Kochbuch sind für Besucher Belege für das Leben der Vorfahren in Deutschland und für die Wurzeln der Familien in diesem Land. Sie stellen eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart her.

b, Brücken zur Vergangenheit

Nicht nur Orte und Gegenstände, sondern vor allem Menschen können Brücken zwischen Geschichte und Gegenwart bilden. Der Besuch in Frankfurt kann sowohl zur Wiederbelebung von Verbindungen aus der Vergangenheit beitragen als auch neue Kontakte aufbauen.

Die antisemitischen Diskriminierungen durch die Nationalsozialisten haben viele Freundschaften zwischen jüdischen und nichtjüdischen Frankfurtern zerstört. Die Emigration hat Freunde, Klassenkameraden und Familienmitglieder voneinander getrennt. Oft gab es zwar den Wunsch, den Kontakt zu halten, aber der Aufbau eines neuen Lebens, die Gründung einer Familie oder schon die Entfernung haben dazu geführt, dass Beziehungen unterbrochen und nicht wieder aufgenommen wurden. Die Einladung der Stadt Frankfurt ermöglicht es, alte Kontakte neu zu knüpfen, sei es innerhalb oder auch außerhalb der Besuchsgruppe. 72 Jahre nach der Emigration gelang es, Erich Loeb und seinen Jugendfreund „Mobbil“ wieder zusammenzuführen. Arnulf Borsche und nach dessen Tod nun auch seine Kinder sind für Carol und Susan Loeb die Brücke zur alten Heimat des Vaters.

Micha Ramati war die Begegnung mit einer früheren Klassenkameradin seiner Mutter wichtig. Mit ihr konnte er sich sowohl über die unbeschwertere gemeinsame Schulzeit der beiden zur fast 100-jährigen Frau wie auch über den Holocaust und seine Nachwirkungen unterhalten. Die Erinnerungen der alten Dame trugen weitere Puzzlestücke zur Vergangenheit bei und hinterließen bei allen Beteiligten einen tiefen Eindruck.

Boaz Liver kam als Begleiter seiner Mutter, die für ihn die Brücke zur Vergangenheit seiner Familie in Deutschland bildete. Miriam Liver in einem Dankesbrief an die Stadt: „Mein Besuch dieses Mal war sehr wichtig für mich, denn auch mein jüngster von drei Söhnen kam mit. Dieses Mal war ich es, die ihn in den Fußspuren meines Vaters durch die Stadt mit den Geschichten der Familie führen konnte. Ich verspüre eine hohe Wichtigkeit darin, dass mir die Möglichkeit gegeben wurde, meinem Sohn die Wurzeln seiner Familie von Nahem zu zeigen, und mache somit weiter in dem, was mein Vater angefangen hatte. Ich habe mich sehr gefreut zu sehen, wie er reagierte, wo doch alles so neu für ihn war und so spannend. Er hat sich richtig mit seinen Wurzeln verbunden, mit einer so anderen Welt, die er nicht kannte.“

Die Cousinen Edith Conrad und Ruth Alter hatten in Frankfurt eine Woche lang Gelegenheit, sich näher zu kommen. Die beiden hatten sich vorher kaum gesehen. Edith Conrad ist die Einzige der Familie Eschwege, die heute in Deutschland lebt. Einerseits freute sie sich, endlich ihre Cousine in Frankfurt zu treffen, andererseits wurde ihr auch schmerzlich bewusst, dass ihre Familie durch den Holocaust in alle Winde zerstreut wurde. Ruth Alters Besuch in Frankfurt hat beide Cousinen ihrer Familiengeschichte und einander näher gebracht. Nun hofft Edith Conrad, dass bald auch weitere Verwandte kommen können, um sich mit ihr über die Lebenswege der Mitglieder der Familie auszutauschen zu können.

Mithilfe der Projektgruppe konnten in der Vergangenheit zahlreiche Klassenkameraden, Nachbarn, Freunde und Verwandte, die sich aus den Augen verloren hatten, wieder zusammengeführt werden. Das über die Jahre gewachsene Netzwerk verschiedener Institutionen ermöglicht es, Verbindungen herzustellen und Informationen auszutauschen. Über Hans-Peter Klein, einen Lokalforscher in Nordhessen, erhielt Ron Sommers Kontakt zu einem entfernten Verwandten in den USA. Auch die Stolpersteine für einen Bruder seines Großvaters und dessen Frau und die Begegnung mit den heutigen Bewohnern des Hauses in der Schleidenstraße, die Initiatoren der Stolpersteine, haben Ron Sommers beeindruckt.

Somit haben die Begleiter eine wichtige Brückenfunktion. Die Ergebnisse der Forschung der verschiedenen Gruppen und Institutionen ermöglichen es den Besuchern, neue Informationen über die Familiengeschichte zu erhalten und neue Kontakte in der früheren Heimat bzw. dem Herkunftsland der Eltern zu knüpfen. Es ist für die Besucher eine befriedigende Erfahrung zu wissen, dass es Menschen gibt, die sich für ihre Geschichte bzw. die ihrer Familie interessieren. Auch das Angebot, bei der Spurensuche begleitet zu werden, gibt vielen Besuchern ein Gefühl von Sicherheit. Die ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter bzw. deren Kinder können Lücken ihrer Familiengeschichte füllen, zu ihren Wurzeln finden. Auf diese Weise profitieren viele Seiten von den Begegnungen. Die Lokalforscher kommen in Kontakt mit Familienangehörigen und können die Ergebnisse ihrer Forschung präsentieren und weitergeben. Außerdem erhalten sie dabei meist neue Informationen, seien es Fotos, Stammbäume oder Geschichten, die in den Familien erzählt werden, die der weiteren Forschung wiederum Impulse geben.

Die Begegnungen bilden somit auf vielfältige Weise Brücken. Ron Sommers ist seinem Vater durch den Besuch in Frankfurt und in Heinebach näher gekommen. Er könne ihn jetzt besser verstehen, nachdem er sich vor Ort mit der Geschichte seiner Familie intensiver beschäftigt hat.

c, Bilder von Deutschland geraten durch die Spurensuche in Bewegung

Die Bilder, die sich die Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter von der Vergangenheit und vom Leben der Familien in Deutschland vor dem Besuch gemacht haben, sind vielfach in Bewegung geraten. Die Spurensuche vor Ort offenbart, wie verankert die jüdische Bevölkerung war und wie insbesondere die Väter, die im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten, von den Veränderungen und der zunehmenden Isolierung durch die antisemitische Politik während der NS-Zeit erschüttert waren. Diese Traumatisierung kann

auch das Schweigen vieler Eltern erklären und zum Verstehen ihrer Haltung beitragen. Das Schweigen von Eltern, das teilweise als irritierend erlebt wird, kann so auf dem Hintergrund der eigenen Anschauung vor Ort auch als beredtes Schweigen gesehen werden, mit dem eine Aussage verbunden ist.

Die Spurensuche kann ebenso zu einem differenzierteren Bild von der Vergangenheit beitragen, einem Bild, das nicht nur von der Tragik des Holocaust, von Antisemitismus und Verfolgung geprägt ist, sondern auch von guter Nachbarschaft und Freundschaft von Menschen unterschiedlicher Religionen. Dies belegen die vorgestellten Biographien auf vielfache Weise. Wenn man erfährt, dass es auch Nachbarn oder Freunde gab, die den Kontakt gehalten oder ihren jüdischen Nachbarn geholfen haben, geraten Schwarz-Weiß-Bilder ins Wanken.

„Durch seine lebendige Art ist Max Eis in Bingen in Erinnerung geblieben.“ Diese Äußerung zeigt, dass die Erinnerungen an das Schwere und Tragische des Holocaust und an unbeschwerte Zeiten nahe beieinanderliegen und zusammengehören. Dieses Spannungsfeld angemessen miteinander zu verbinden, fällt mitunter schwer, nicht nur den Besuchern, sondern auch den heute in Deutschland lebenden Menschen.

Insofern sind viele der Lernprozesse der Besucher in ähnlicher Weise auch auf die Mitglieder der Projektgruppe, die Begleiter und die Lokalforscher übertragbar. Daher geben die Begegnungen mit ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurtern und deren Kindern allen Beteiligten Impulse, über die eigene Familiengeschichte nachzudenken. Die Spurensuche konfrontiert die Lokalforscher und Begleiter ebenfalls mit der eigenen Geschichte, sei es der Familiengeschichte, der Geschichte der Schule, des Ortes, des Hauses, in dem man lebt, oder mit der deutschen Geschichte. Alle Beteiligten lernen so etwas über sich, über die eigene Identität und über das Verhältnis zu Deutschland.

Auch die Bilder von der Gegenwart können sich durch die Begegnungen verändern. Die überschwängliche und große Dankbarkeit der Besucher für die Unterstützung bei der Spurensuche lässt oft die dahinter liegenden Ängste und Vorbehalte durchschimmern. Die Dankbarkeit gibt der Hoffnung Nahrung, dass sich Deutschland zum Positiven verändert hat. Ängste oder Skepsis können zu Misstrauen führen, das mitunter durch Missverständnisse verursacht oder verstärkt wird. Gelegentlich werden bestimmte Situationen von den Besuchern auf der Folie der historischen Ereignisse interpretiert und teilweise überbewertet, beispielsweise als Ablehnung. So kann es unter Umständen zu Retraumatisierung



Gedenksteine am Ehrenmal für jüdische Soldaten des Ersten Weltkriegs auf dem Friedhof in der Rat-Beil-Straße in Frankfurt, Foto: Angelika Rieber

tisierungen kommen. Hier haben die Begleiter eine sehr wichtige Funktion. Sie sollten diese Gefahren bedenken, mögliche Missverständnisse erkennen und darauf reagieren. Sie können nachfragen, vermitteln oder einfach durch ihre Anwesenheit und Anteilnahme die Situation klären. Aufgabe der Begleiter ist es, zu einem ausgeglichenen und differenzierten Bild von Vergangenheit und Gegenwart beizutragen, das einseitige Bilder von Deutschland meidet und positive Entwicklungen in der Aufarbeitung der jüdischen Geschichte in Deutschland ebenso deutlich macht wie auf mögliche Probleme und Widerstände und die sich daraus ergebenden Aufgaben hinweist.

Zum ersten Mal könne er sich vorstellen, in Deutschland zu leben, sagte Ron zu seiner Frau, selbst verwundert über die Veränderungen, die in ihm vorgingen. Vertrauen habe er gewonnen, sagte er in seiner Abschlussrede im Frankfurter Römer, vor allem dank der Menschen, die ihn während seines Besuches begleitet haben.

Bei vielen Eingeladenen entstand oder reifte der Entschluss, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen. Auch wenn durchaus pragmatische Überlegungen dahinter stehen können, so veranschaulicht diese Entscheidung den Eindruck der ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter und ihrer Kinder, sich trotz der tragischen Ereignisse in der Vergangenheit heute wieder dazugehörig fühlen zu können.

Begegnungen in Schulen

„Ich möchte gerne mit Schülerinnen und Schülern sprechen“

Einige Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter äußern den klaren Wunsch, die frühere Schule ihrer Eltern zu besuchen bzw. mit Schülerinnen und Schülern zu sprechen. Meist waren deren Eltern schon in Frankfurt und haben positive Erfahrungen gemacht.

Etliche der zukünftigen Besucher sind allerdings unsicher und können sich nicht vorstellen, worüber sie mit den Jugendlichen sprechen könnten. Andere haben Vorbehalte, weil sie nicht wissen, mit wem sie es zu tun haben. Auch ehemalige Frankfurterinnen und Frankfurter, die als Kinder Deutschland verlassen und wenige eigene Erinnerungen an ihre frühere Heimat haben, zögern oft, ihre Bereitschaft zu Gesprächen mit Jugendlichen bereits im Vorfeld zu formulieren. Einige finden ihre Erfahrungen im Vergleich zu denen der Lagerüberlebenden vergleichsweise harmlos. Sie vermuten oder befürchten, dass die Schulen lediglich an Zeitzeugenberichten von Lagerüberlebenden interessiert sind.

Auch umgekehrt können sich viele Lehrkräfte und ihre Klassen nicht so recht vorstellen, dass Gespräche mit den Nachkommen ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter bzw. Zeitzeugen der NS-Zeit, die als Kinder Deutschland verlassen haben und nur wenige eigene Erinnerungen an Frankfurt haben, den Jugendlichen etwas geben können.

Mit der vorliegenden Dokumentation sollen Antworten auf diese skeptischen Fragen und Kommentare gegeben werden. Die Erfahrungen während des Besuchsprogramms 2012 zeigen, dass sowohl die Besucher als auch die Jugendlichen bereichert aus diesen Gesprächen herausgegangen sind. Voraussetzung für das Gelingen solcher Begegnungen ist allerdings eine sorgfältige Vorbereitung dieser Schulbesuche. Anhand verschiedener Beispiele, von Kommentaren der Besucher sowie der Schülerinnen und Schüler, soll das Potential, das in solchen Begegnungen enthalten ist, aufgezeigt und Voraussetzungen, die zum Gelingen solcher Gespräche beitragen, beschrieben werden.

Die Projektgruppe hat in den vorangegangenen Jahren ein Konzept für die Vorbereitung der Gespräche mit den Zeitzeugen der NS-Zeit entwickelt, das nun erweitert und auf die neue Situation, also die Fortsetzung des Besuchsprogramms mit den Kindern und Enkeln ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter, bezogen wurde. Diese Handreichungen geben Hinweise darauf, was bei der Vorbereitung, Organisation und Nachbereitung der Begegnungen mit Zeitzeugen der NS-Zeit und mit Angehörigen der zweiten Generation bedacht werden sollte, damit das Unterrichtsgespräch für alle Beteiligten zu einer positiven Erfahrung wird (siehe Kapitel Handreichungen).

a, „Ich hatte eigentlich erwartet...“

Vorbereitung auf die Unterrichtsgespräche mit der zweiten Generation

„Ich hatte eigentlich erwartet...“, in dieser Aussage klingt möglicherweise Enttäuschung mit. Offensichtlich hatte die Schülerin etwas anderes erwartet, als sie erlebt hat. Insofern ist es für alle Beteiligten wichtig, die eigenen Vorstellungen und Erwartungen im Vorfeld zu prüfen.

Worüber können diejenigen, die nach der Emigration oder dem Zweiten Weltkrieg geboren sind, berichten? Sie sind keine Zeitzeugen der NS-Zeit, sondern Zeitzeugen der Nachkriegszeit. Sie sind aufgewachsen mit der Tatsache, dass die Familie eine mit Deutschland verbundene Geschichte hat. Bei Familien von Emigranten, insbesondere von jüdischen Überlebenden, die aus Deutsch-

land fliehen mussten und Angehörige im Holocaust verloren haben, spielt daher die Herkunft eine zentrale Rolle, selbst dann, wenn über die Vergangenheit nicht oder nur wenig gesprochen wurde. Auch wenn die Familien alles, was mit der Herkunft verbunden war, hinter sich lassen wollten (Aviva Igaël, Walter Sommers), blieb den Kindern nicht verborgen, dass die Eltern oder Großeltern die Sprache des neuen Landes nicht oder nicht perfekt beherrschten, mit deutschem Dialekt sprachen, sich anders kleideten, andere Essens- oder sonstige Gewohnheiten hatten als ihr Umfeld. Die Migrationserfahrungen, also die Auswanderung aus Deutschland und die Einwanderung in eine neue Heimat oder die mögliche Erfahrung des Andersseins sind somit mehr oder weniger präsent. Auch diejenigen, die als Kinder emigrierten, haben vielleicht nur wenige Erinnerungen an Frankfurt, aber möglicherweise an Gefühle aus dieser Zeit (Edith Conrad).

Die Mitglieder der zweiten Generation können darüber berichten, wie sie es erlebt haben, als Kinder deutscher Emigranten aufzuwachsen und wie sich die Erfahrungen der Familien auf ihr Leben ausgewirkt haben. Sie können schildern, was die Eltern oder Großeltern ihnen über die Geschichte der Familien erzählt haben, oder vom Schweigen in der Familie berichten. Sie können den Umgang mit dem Holocaust in ihrem Umfeld, in der Schule, in der Gemeinde beschreiben, ebenso ihre Sicht auf Deutschland. Sie können schildern, was sie motivierte, der Einladung der Stadt Frankfurt zu folgen, und welche Erfahrungen sie bislang in Deutschland gemacht haben. Viele weitere Schwerpunkte eines Gespräches mit Angehörigen der zweiten und dritten Generation sind denkbar und möglich, aber von der jeweiligen Person und deren familiengeschichtlichen Hintergrund abhängig. Angehörige der zweiten Generation können also nicht aus eigenem Erleben über den Holocaust berichten und von Frankfurt nur aus zweiter Hand. Aber bei all diesen Fragen gibt es eine Verbindung zwischen der Herkunft der Familie und dem gegenwärtigen Leben der Kinder und Enkel ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter.

Für die Begegnungen mit den Zeitzeugen der NS-Zeit hat die Projektgruppe einen Themenkatalog entwickelt, der nun um Fragen erweitert wurde, die für die zweite Generation von Bedeutung sind. Diese Themenliste gibt die Projektgruppe den Schulen und den zukünftigen Besuchern schon im Vorfeld in die Hand, damit sich die Gesprächspartner eine Vorstellung davon machen können, was Inhalt der Gespräche sein könnte.

Durch die frühe Kontaktaufnahme der Projektgruppe mit den zukünftigen Gästen ist es möglich, schon vor dem Besuch mit den Zeitzeugen Fragen zu klären, Hinweise zu geben und mögliche Bedenken zu zerstreuen.

b, Vorbereitungstreffen für die Schulen

Vor dem Besuchsprogramm lädt die Projektgruppe die beteiligten Schulen zu einem Vorbereitungsseminar ein. Es dient dazu, Unsicherheit und Skepsis abzubauen, Fragen zu klären, Erfahrungen auszutauschen, Anregungen für die Vorbereitung der Schulen auf die Begegnung zu geben und mithilfe der Handreichungen einen organisatorischen Rahmen vorzuschlagen. Mit einem Tagesseminar wurden die Schulen im Mai 2012 auf die ersten Begegnungen mit der zweiten und dritten Generation vorbereitet. Die Kulturwissenschaftlerin Susanna Keval und der Leiter der Bildungsstätte Anne Frank, Merom Mendel, wurden eingeladen und befragt. Mit der Einladung dieser beiden Vertreter der zweiten bzw. dritten Generation sollten die beteiligten Schulen dafür sensibilisiert werden, welches Potential in Gesprächen mit den nachfolgenden Generationen stecken kann. Dennoch blieben einige Lehrkräfte vor den Besuchen skeptisch, wie „ertragreich“ ein Gespräch mit dem Kind eines Zeitzeugen der NS-Zeit werden würde. Die Bedenken erwiesen sich als unbegründet, sofern die Schülerinnen und Schüler angemessen auf die Gespräche vorbereitet waren (siehe Kapitel Handreichungen).

Von zentraler Bedeutung für die Vorbereitung der Begegnungen und die Überprüfung der eigenen Erwartungen an das Gespräch ist die Entwicklung von Fragen an den zukünftigen Gast in den vorhergehenden Unterrichtsstunden. Diese Fragen sollten so nah wie möglich auf die jeweilige Person und deren Familiengeschichte bezogen sein. Dafür erhalten die Schulen von der Projektgruppe „Jüdisches Leben in Frankfurt“ die wichtigsten Eckdaten der Personen/Familien, die aus den jeweiligen Fragebögen der zukünftigen Besucher hervorgehen (z.B. Geburtsdatum, Geburts- und Emigrationsdatum der Eltern, heutige Heimat etc.). Die Fragen haben nicht nur die Funktion, das spätere Gespräch zu beleben, sondern ermöglichen es, sich schon vor dem Besuch in die Person hineinzudenken und zu überlegen, welche Themenbereiche zu dem biographischen Hintergrund passen. Damit können schon vor dem Gespräch die eigenen Erwartungen reflektiert und überprüft werden. Vorhersehbare Enttäuschungen kann man sich auf diese Weise ersparen.

Um Unsicherheit und Vorbehalte zu reduzieren, empfiehlt die Projektgruppe den Schulen, möglichst schon vor den Besuchen Kontakt mit den zukünftigen Gästen aufzunehmen, sich vorzustellen und einige Fragen, die den Schülerinnen und Schülern am Herzen liegen, bereits vorzutragen.

Um mögliche Unzufriedenheit zu vermeiden, beispielsweise, man habe mehr Informationen über den Holocaust oder zu Frankfurt erwartet, sollte man bei der Vorbereitung bzw. Nachbereitung die Fragen aufgreifen, die den Jugendli-

chen wichtig sind. Daher sollten nach Möglichkeit Zeitzeugenberichte über die Erfahrungen von Frankfurterinnen und Frankfurtern während der NS-Zeit oder Berichte von Überlebenden der Konzentrationslager im Unterricht angesprochen werden (siehe Literatur- und Filmliste). Die Biographien dieser Dokumentation können ebenfalls als Unterrichtsmaterial genutzt werden.

c, Begrüßungsabend des Projektes

Zu Beginn des Besuchsprogramms lädt die Projektgruppe darüber hinaus die beteiligten Schulen und andere Institutionen sowie die Gäste der Stadt zu einem Begrüßungsabend ein. Dort haben alle Beteiligten die Gelegenheit, einander kennenzulernen und miteinander warm zu werden. Etliche Gäste entscheiden sich erst an diesem Abend zu Gesprächen in Schulen (Estelle Dzenicol, Patrick Nussbaum, Ellen Schneider). Die Menschen, die an einer Einladung der Gäste interessiert sind, zu sehen und zu hören, ist für für einige der Besucher Voraussetzung, um den Mut zu fassen, diese Einladung auch anzunehmen. Weiterhin bestehende Unsicherheit sollte dennoch bedacht werden. Renata Harris erklärte zu Beginn des Gespräches in der Schule, sie fühle sich wie Daniel in der Löwengrube. Sie überlebte wie einst Daniel.

Zu den Begrüßungsabenden im Jüdischen Museum kommen nicht nur Lehrkräfte, sondern teilweise auch Schülerinnen und Schüler, die sich engagiert um die Kontaktaufnahme mit den Gästen der Stadt bemühen und damit eine wichtige Brückenfunktion zwischen den Gesprächspartnern und der Klasse erhalten.

Etliche Gäste wünschen ausdrücklich, die frühere Schule der Eltern zu besuchen. Die Projektgruppe bemüht sich darum, den Gästen nach Möglichkeit den Besuch ihrer früheren Schule bzw. der Schule der Eltern zu ermöglichen und, sofern sie es möchten, dort auch mit Schülerinnen und Schülern zu sprechen (Estelle Dzienciol, Geschwister Israel, Varda Albalach und Ron Sommers, Micha Ramati). Ein Besuch der Philantropin wird im Rahmen des offiziellen Programms der Stadt angeboten. Das Gagern-Gymnasium, dessen Neubau auf dem Gelände der Samson-Raphael-Hirsch-Schule steht, fühlt sich mit der früheren jüdischen Schule verbunden und lädt deshalb jedes Jahr die ehemaligen Hirsch-Realschüler und deren Nachkommen zu einem kleinen Empfang in die Schule ein.



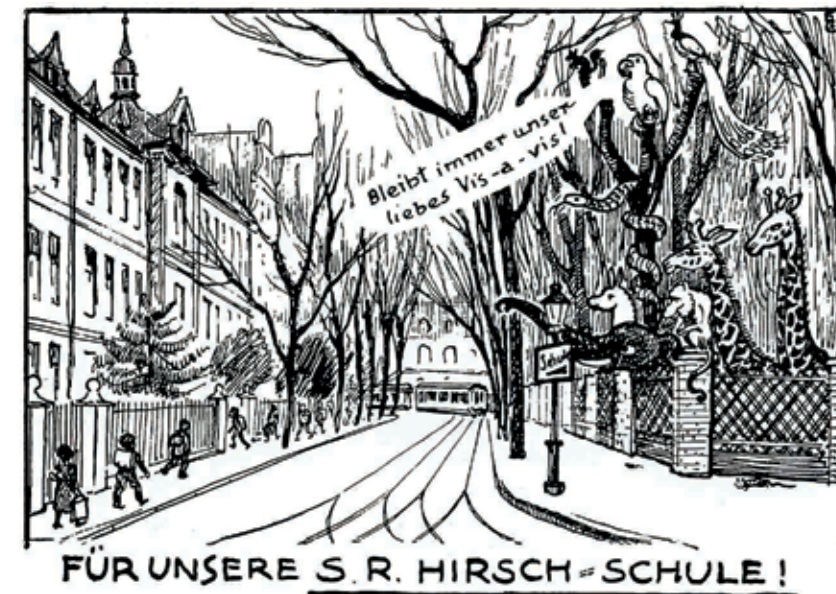
Begegnungsabend im Jüdischen Museum, Fotos: Angelika Rieber

Die Besucher freuen sich auch darüber, wenn sie von den früheren Schulen Kopien von Klassenlisten oder Zeugnissen bekommen können. Sofern es hierzu noch Unterlagen gibt, können sich die Schulen durch eigene Recherchen im Schularchiv auf die Begegnungen mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern und deren Kindern vorbereiten. Gelegentlich gelingt es auch, frühere Klassenkameraden oder ggf. den Verein ehemaliger Schülerinnen und Schüler hinzuzuziehen.

Stimmen

„Eine seltene und sehr wichtige Erfahrung“ – Stimmen von Schülerinnen und Schülern

Gespräche mit Kindern früherer Frankfurterinnen und Frankfurter haben zwar einen anderen Charakter als Begegnungen mit Zeitzeugen der NS-Zeit, aber beinhalten eine weiterführende, neue Qualität. Die Projektgruppe konnte während des neuen Besuchsprogramms für die zweite Generation 15 Gespräche an verschiedene Schulen in Frankfurt und der näheren Umgebung vermitteln.



Postkarte der Samson-Raphael-Hirsch-Schule, Sammlung des Projektes „Jüdisches Leben in Frankfurt“

Auf diese Gespräche beziehen sich die folgenden Kommentare von Schülerinnen und Schülern. (Zu den Erfahrungen mit den Zeitzeugen der NS-Zeit siehe auch das Einleitungskapitel „Mit gemischten Gefühlen“ sowie Rieber 2012)

Wie haben die Schülerinnen und Schüler auf diese Gespräche mit den Kindern der Opfer reagiert? Welche Einsichten haben die Gespräche mit Angehörigen der nachfolgenden Generationen den Jugendlichen und den jeweiligen Lehrkräften gebracht? Einen Einblick in die Wirkung dieser Begegnungen geben die Mitschnitte der Gespräche in den Schulen, die Rückmeldungen der Lehrkräfte an die Projektgruppe und die Briefe und Kommentare von Schülerinnen und Schülern nach den Gesprächen. Teilweise wurden auch Berichte für die Jahrbücher oder für die Homepage der Schulen geschrieben.

Die Projektgruppe fordert die Schulen vorher auf, die Gespräche aufzuzeichnen, damit sie für spätere Besuche von Angehörigen, für Dokumentationen und für Veröffentlichungen innerhalb der Schulen genutzt werden können. Die Lehrkräfte erhalten einen Rückmeldebogen von der Projektgruppe, mit dem sie um ein Feedback nach den Besuchen gebeten werden.

Für die Nachbereitung und Auswertung der Zeitzeugengespräche im Unterricht schlägt die Projektgruppe den Schulen vor, die Eindrücke nach den Besuchen anhand von vier Fragenkomplexen (siehe Handreichungen) zu sammeln und in der Klasse miteinander auszutauschen. Diese Kommentare vermitteln einen hervorragenden Einblick in das, was die Jugendlichen während und nach dem Gespräch bewegt hat und weiterhin beschäftigt. Darüber hinaus empfiehlt die Projektgruppe den Schulen, den Gesprächspartnern anschließend ein Feedback beispielsweise in Form von Briefen von Schülerinnen und Schülern zu geben. Diese Briefe sind nicht nur eine angemessene und würdige Form des Dankes, über den sich die Zeitzeugen sehr freuen, sondern ermöglichen es den Jugendlichen auch, sich noch einmal intensiver mit der Geschichte, der Biographie der Gesprächspartner und den eigenen Fragen auseinanderzusetzen. Die in dieser Dokumentation vorgestellten Statements und Briefe sollen damit auch als Anregung dienen, die Begegnungen mit Zeitzeugen auf diese Weise zu dokumentieren.

a, Lebenswege

Die Lebenswege und Schicksale der Besucher und der Mitglieder ihrer Familien stehen meist am Anfang der Gespräche in den Schulen. Neben der Geschichte der Familien in Frankfurt/Deutschland waren bei den Gesprächen

mit den nachfolgenden Generationen vor allem die Erfahrungen der Auswanderung und die Aufnahme in der neuen Heimat zentrale Themen der Gespräche. Auch das Verhältnis der Besucher zu Deutschland bzw. zur jetzigen Heimat spielte eine wichtige Rolle.

Für viele Schülerinnen und Schüler ist es das erste Mal, dass sie Menschen jüdischen Glaubens begegnen. Sie kennen „Juden“ nur aus den Geschichtsbüchern, aus dem Religions- und Ethikunterricht. So entstehen oft vage Vorstellungen und Bilder, teilweise Vorurteile. In vielen muslimischen Familien gibt es negative Bilder von Israel und teilweise starke Ressentiments gegenüber Juden. Begegnungen mit Zeitzeugen der NS-Zeit und deren Kindern machen klar, dass es sich um Menschen handelt wie „du und ich“.

Biographien von Verfolgten und Begegnungen mit ihnen berühren, ermöglichen Einfühlung und Empathie. Ihre Bedeutung geht jedoch weit darüber hinaus, denn Lebenserinnerungen tragen auch zu einem differenzierteren Bild von der Situation der jüdischen Bevölkerung während der NS-Zeit und den Auswirkungen auf das spätere Leben bei (siehe Rieber 2012). Lebenserinnerungen verknüpfen historische Fakten aus der NS-Zeit mit der Verarbeitung von Erfahrungen. Zu bedenken ist daher auch, dass jede Erzählung über Erfahrungen in der Vergangenheit mit Deutungen verbunden ist. Die Auswahl des Erzählten, Betonungen oder Weglassungen sind ebenfalls eine wichtige Informationsquelle, die gleichzeitig mit den Adressaten des Lebensberichtes bzw. mit dem jeweiligen Kontext verbunden ist. Einer Schulklasse gegenüber betonen Zeitzeugen möglicherweise andere Aspekte als gegenüber einem Lokalforscher in einem Interview.

b, Umgang mit traumatischen Erfahrungen

Vielfach führt die Ausstrahlung der Zeitzeugen zu Irritationen, wenn sich die Besucher beispielsweise als humorvolle, freundliche oder lebensfrohe Menschen präsentieren. Das Erstaunen über diese Haltung verweist darauf, welches Bild die Jugendlichen von einer Person haben, die verfolgt und zur Emigration gezwungen wurde. Sie erwarten gebrochene Menschen und erleben meist Zeitzeugen, die Trauer ebenso in sich tragen wie Lebensfreude.

Bemerkenswert und bewundernswert finden viele Jugendliche, dass die Gesprächspartner vor dem Hintergrund der geschichtlichen Ereignisse und ihrer persönlichen Erfahrungen überhaupt den Mut aufgebracht haben, nach Deutschland zu kommen und dort in Schulen zu sprechen.

Oft sind Jugendliche von der positiven Lebenshaltung der Gesprächspartner, von ihrer Offenheit und Freundlichkeit, beeindruckt und angenehm berührt, teilweise aber auch irritiert. Dahinter steht meist eine gewisse Beklommenheit bei der Konfrontation mit dem Holocaust und dessen Folgen. Der Begrüßungsabend löst meist den Knoten und schafft eine gute Grundlage für ein offenes und unverkrampftes Gespräch in der Schule. Eine Schülerin der Wöhlerschule beschreibt dies folgendermaßen: „Bemerkenswert war, obwohl es sich bei Frau Liver nicht um eine „richtige“ Zeitzeugin handelt, dass sie dennoch eine sehr emotionale Atmosphäre aufbaute und dass ihr Sohn ebenfalls berührt war. ... Der Mittwochabend zum Kennenlernen war sehr wichtig, da man sich auch über Alltägliches und Aktuelles unterhalten konnte und den Verlauf des Freitags (Schulbesuche) planen konnte. Ich fand es sehr bemerkenswert und zugegebenermaßen amüsant und auch wichtig, dass Frau Liver Humor mitgebracht hat, der in dieser Situation angemessen und als Eisbrecher erleichternd war und den ich nicht erwartet hatte. Umso leichter war der Umgang. Um ehrlich zu sein, empfand ich die Atmosphäre, die Frau Liver und ihr Begleiter und auch wir geschaffen haben, als sehr angenehm. ...“

Iris Hoffmann, Lehrerin am Gagern-Gymnasiums, dort waren die Geschwister Israel sowie Ralf Penglis und Estelle Dzieniciol zu Gast, äußerte sich in ähnlicher Weise:

„Alle Zeitzeugen waren sehr offen und haben die Fragen der Schülerinnen und Schüler offen und ehrlich beantwortet. Beeindruckend war auch die sehr versöhnliche Einstellung, auch wenn den Verwandten der Gäste unaussprechliches Leid zugefügt worden ist. Die Schülerinnen und Schüler waren von der freundlichen Haltung der Gäste beeindruckt. Sie haben sich sehr bemüht, sich als gute Gastgeber zu zeigen, um den Zeitzeugen so zu verdeutlichen, dass Deutschland ein gastfreundliches Land ist.“ Nicht nur die Zeitzeugen vermitteln den Jugendlichen Erfahrungen und Lehren durch die Auswahl des Erzählten, mit dem sie unter Umständen die Jugendlichen nicht belasten und vor Schuldgefühlen bewahren möchten. Auch die Schülerinnen und Schüler haben eine Botschaft. Sie möchten zeigen, dass sie normale Menschen sind und keine hässlichen Deutschen.

Viele Schülerinnen und Schüler der Ernst-Reuter-Schule bewunderten die Ausstrahlung von Renata Harris und „ihre Lebensfreude, trotz der schweren Vergangenheit“, von der sie überrascht waren. „Frau Harris ist eine außergewöhnliche und bemerkenswerte Frau. Trotz ihrer Erlebnisse und Schwierigkeiten, sich daran zu erinnern, ist sie zu uns gekommen und hat einen Teil ihres Lebens mit uns geteilt, den sie tief in sich begraben hatte. Ich fand es sehr

bewundernswert, dass sie trotz dieser Geschehnisse nach Frankfurt gekommen ist.“ „Dass sie überhaupt den Mut hatte, nach Deutschland zu kommen“, war für einen anderen Schüler von großer Bedeutung.

Wichtig ist die Nachbereitung solcher Gespräche im Unterricht, in der solche Eindrücke thematisiert und eingeordnet werden können. Bedacht werden sollte dabei auch, dass es neben der Freundlichkeit und Fröhlichkeit auch gleichzeitig Traurigkeit gibt, die unter Umständen bei dem Gespräch lediglich durchschimmert, und umgekehrt, dass Gesprächspartner möglicherweise von ihren Emotionen überwältigt werden, und gleichzeitig oft lebensfrohe und positiv denkende Menschen sind.

An den Kommentaren der Schülerinnen und Schüler wird deutlich, dass die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen ein Thema ist, das die Jugendlichen sehr beschäftigt. Schweigen ist eine mögliche Form des Umgangs mit Traumata. Dies wurde den Jugendlichen klar, die mit Ron Sommers sprachen. Die Schülerinnen und Schüler haben verstanden, dass Schweigen auch eine Aussage ist, so die Lehrerin Kathrin Guttman.

Gespräche mit Zeitzeugen der NS-Zeit und ihren Nachfahren können, wie diese Beispiele zeigen, die Jugendlichen dazu anregen, über den Umgang mit traumatischen Erfahrungen nachzudenken. Das können mögliche eigene Leidenerfahrungen, die von Familienangehörigen, Freunden, Klassenkameraden oder von Schülerinnen und Schülern sein. Solche Gespräche mit Verfolgten und deren Kindern können auch Anlass sein, den Umgang mit Traumata im größeren gesellschaftlichen und politischen Kontext in den Blick zu nehmen und über die Auswirkungen von Verbrechen, Krieg und Völkermord in nah und fern und über Handlungsmöglichkeiten nachzudenken.

c, Was bedeutet es, die Heimat zu verlassen?

In vielen Gesprächen spielte auch eine Rolle, was es heißt, die Heimat zu verlassen und als Kind von Immigranten aufzuwachsen. Hierbei ist zu bedenken, dass sich die Schülerschaft, vor allem in Frankfurt, in den letzten Jahrzehnten stark verändert hat. Etwa die Hälfte der Jugendlichen, teilweise ein noch höherer Anteil, hat einen Migrationshintergrund. Insofern verbinden diese Jugendlichen nicht alleine die mögliche Verstrickung der Vorfahren in die Verbrechen. Neue Fragen rücken nun stärker in den Vordergrund. So kann man bei etlichen Fragen und Kommentaren der Jugendlichen ihre Migrationserfahrungen und die ihrer Familien heraushören.

Da viele Schülerinnen und Schüler selbst einen Migrationshintergrund haben, verbinden sie mit den Erzählungen der jüdischen Emigranten und ihrer Kinder oft auch eigene Erfahrungen. „Durch die Gespräche über die Geschichten und Erfahrungen der Flüchtlinge und auch deren Kinder konnten die Schüler sehr viel über die Lage damals erfahren, aber auch darüber, wie sich das Leben der Menschen in der neuen Heimat entwickelt hat, was eine sehr spannende und interessante Kenntnis ist, denn es ist alles andere als einfach, die gewohnte Umgebung, das Heimatland und alles Hab und Gut stehen und liegen zu lassen, um in ein unbekanntes, fernes Land, das Flüchtlinge ohne Visum aufnimmt, zu fliehen und sich ein ganz neues Leben aufzubauen, fernab der Heimat und dem gewohnten Lebensstil.“ So äußerte sich die Schülerin Sandra Vucic nach dem Gespräch mit Gisele Croitoru und Patrick Nussbaum.

Bemerkenswert sind für viele Schülerinnen und Schüler auch die möglichen positiven Erfahrungen der Emigranten. Eine Schülerin war sehr erfreut und überrascht darüber, dass die Schulausbildung von Renata Harris in England von einer unbekanntem Sponsorin getragen wurde. Überraschend fand sie auch, dass Renata als damals 10-jähriges Kind gezwungen war, plötzlich Verantwortung für ihr eigenes Leben zu übernehmen, und dass es ihr gelang.

Etlliche Fragen beschäftigten sich mit dem Zugehörigkeitsgefühl der ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter und ihrer Kinder. Welchem Land sich die Besucher stärker verbunden fühlen, der jetzigen Heimat oder dem Herkunftsland der Vorfahren, wollten die Schülerinnen und Schüler wissen. Die Antworten der Besucher sind klar, auch wenn der Bezug zu Frankfurt durch den Besuch meist intensiver geworden ist. Ob sich Yoram Igaels Mutter Aviva eher als Deutsche, als Israelin oder als Französin fühle, fragte eine Schülerin. Die Antwort des Sohnes ist eindeutig. Sie fühle sich als Israelin, weil sie dies wolle und sich dazu entschieden habe, aber ihre Wurzeln seien in Europa.

Ähnlich antwortete Patrick Nussbaum auf die Frage, was es für ihn bedeute, nach Deutschland, in das Land seiner väterlichen Vorfahren zu kommen. Patrick Nussbaum betonte, dass er sich als Uruguayer fühle, woraufhin eine Schülerin erklärte, ihr gehe es genauso. Sie fühle sich jetzt als Deutsche und wolle gar nicht mehr zurück in die Heimat ihrer Vorfahren. Hier in Deutschland gehe es ihr viel besser, gerade auch als Mädchen, als Frau. Insofern verbinden viele Jugendliche oft eigene Fragen mit den Schilderungen der Angehörigen der zweiten Generation und erhalten Denkanstöße, über ihre eigene Familie, ihre Lebenssituation oder ihre Lebenshaltung zu reflektieren. Gespräche mit Zeitzeugen der NS-Zeit und ihren Nachkommen vermitteln daher weit mehr als historische Daten und Fakten, sondern tragen zum Nachdenken über gesellschaftliche und politische Fragen und zur Entwicklung der Persönlichkeit bei.

d, Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft

Die Gespräche mit den nachfolgenden Generationen rücken, wie diese Erfahrungen zeigen, zunehmend Fragen der Gegenwart in den Vordergrund: nach dem Zusammenleben verschiedener Kulturen, nach dem Umgang mit Antisemitismus und Rassismus oder nach Respekt und Courage, gemeinsame Fragen, die für alle an dem Gespräch beteiligten Personen relevant sind, unabhängig von Herkunft, Religion oder Position.

So ist das Fazit der Begegnungen mit den Kindern ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter äußerst positiv. „Im Nachhinein waren wirklich alle meine Schüler begeistert von dem Gespräch“, so Kathrin Guttman von der Musterschule. Den Austausch mit Ron Sommers empfand die Klasse als große Bereicherung. Inspirierend und ermutigend seien die Begegnungen gewesen, kommentierten mehrere Schülerinnen und Schüler die Gespräche mit Gisele Croitoru und Patrick Nussbaum.



Begrüßungsabend im Jüdischen Museum: Professor Salzmann im Gespräch mit Ruth Alter, Foto: Angelika Rieber

„Auch die zweite Generation hat eine Menge zu erzählen. ... Es hat sich sehr gelohnt. Mehr Distanz zu den zurückliegenden Ereignissen der NS-Zeit hat durchaus Vorteile.“ Diese Bilanz zieht Ingrid Bruch von der Ernst-Reuter-Schule 1, deren Klasse mit Susan Loeb gesprochen hatte.

Professor Salzmann von der Lutherisch-Theologischen Hochschule in Oberursel hatte zwei Gesprächspartnerinnen, die Cousinen Ruth Alter und Edith Conrad, mit jeweils sehr unterschiedlichen Erfahrungen, die ihm und den Studierenden wichtige Erkenntnisse erschlossen. „Der Besuch war besonders interessant, weil hier zwei Cousinen mit unterschiedlichem Schicksal und Lebensweg berichteten. Dabei ging es weniger um das, was sie selbst in der NS-Zeit erlebt hatten; vielmehr war die Verarbeitung der Familienschicksale das Thema, aber auch die unterschiedliche Auseinandersetzung mit der Geschichte. Die Begegnung mit Zeitzeugen der zweiten Generation kann diejenigen mit der ersten Generation nicht ersetzen, hat aber ihren eigenen Wert und kann fruchtbare Denkanstöße vermitteln. Beim Auswertungsgespräch war auffällig, dass sich auch und gerade Studierende aus dem Ausland mit ihrer je eigenen Perspektive beteiligten.“

„Dieses Projekt, das von der Stadt Frankfurt und der Projektgruppe „Jüdisches Leben in Frankfurt“ organisiert wurde und die Zeitzeugen und auch die zweite Generation nach Frankfurt und auch in die Ernst-Reuter-Schule 1 brachte, war eine sehr positive Erfahrung für die Zeitzeugen und auch für die Schüler und Lehrer. Es wäre sehr gut, wenn dies auch in den kommenden Jah-

ren stattfinden würde, denn solch eine Möglichkeit, jemanden zu treffen, der vor langer Zeit aus Deutschland geflüchtet ist oder dessen Vorfahren deutsch-jüdische Flüchtlinge sind und der sich in einem neuen, fernen Land ein neues Leben aufgebaut hat, ist eine sehr seltene und eine sehr wichtige Erfahrung, die den Schülern nicht vorenthalten werden sollte.“ Dieses Fazit zieht die Schülerin Sandra Vucic von der Ernst-Reuter-Schule nach den Begegnungen. Auch eine Schülerin der Wöhlerschule plädiert vehement dafür, dass sich die Schule auch im folgenden Jahr an den Begegnungen mit den Kindern ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter beteiligen sollte.

Oft wird die Befürchtung geäußert, der Holocaust werde für die nach dem Krieg Geborenen ein Geschichtsthema wie jedes andere. Die Äußerungen der Jugendlichen zeigen, dass der Holocaust weiterhin wichtiger Bezugspunkt ihrer eigenen Identität ist, auf jeweils unterschiedliche Weise. Die Begegnungen mit ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurtern und deren Kindern ermöglichen es, mehr über die Schicksale jüdischer Familien während der NS-Zeit zu erfahren, aber insbesondere, miteinander ins Gespräch zu kommen, Ängste und Vorbehalte zu formulieren und abzubauen und die Schilderungen der Besucher mit eigenen Erfahrungen zu verknüpfen: das Verhalten der Vorfahren während der NS-Zeit, Flucht- und Emigrationserfahrungen in der Familie, die eigene Haltung zur Geschichte oder auch zu aktuellen politischen Fragen. Auf diese Weise vermitteln solche Gespräche und deren Vor- und Nachbereitung nicht nur wichtige Informationen über die NS-Zeit und deren Nachwirkungen, sondern wecken Interesse, öffnen für die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und dessen Folgen, lösen Knoten und bringen Bilder oder Vorurteile in Bewegung.

Gespräche mit der zweiten Generation haben, dies zeigen die Erfahrungen dieses ersten Besuchsprogramms der Stadt Frankfurt, einen eigenen und einen besonderen Wert. Sie erfordern jedoch eine sorgfältige Vorbereitung, mit der unangemessene Erwartungen und mögliche Enttäuschungen vermieden werden können (siehe Handreichungen). Begegnungen mit Kindern und Enkeln ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter können nicht Gespräche mit Zeitzeugen der NS-Zeit oder die Auseinandersetzung mit biographischen Berichten von Überlebenden ersetzen, aber erschließen darauf aufbauend und ergänzend neue und wichtige Dimensionen.

„Ich habe viel gelernt“: Stimmen von Besuchern

Welche Bedeutung hatten die Unterrichtsgespräche für die Gäste der Stadt? Beeindruckt zeigten sich die Geschwister Israel vom Empfang im Gagern-

Gymnasium, das teilweise auf dem Gelände der früheren Samson-Raphael-Hirsch-Schule liegt und sich daher mit der Geschichte dieser Schule verbunden fühlt. Angenehm überrascht waren die Geschwister darüber, dass sie mit einem koscherem Imbiss und sogar mit koscherem Sekt empfangen wurden.

Was möchten die Besucher den Schülerinnen und Schülern weitergeben? Ihnen ist es wichtig, den Jugendlichen von ihren Eltern und vom Schicksal von Angehörigen zu berichten. Sie haben den Wunsch, dass die Erfahrungen ihrer Familien dort, wo die Vorfahren früher gelebt haben, zur Kenntnis genommen werden. Daher waren sie äußerst angetan vom Interesse der Jugendlichen an der Geschichte ihrer Familien. Dankbar war Renata Harris für die Gelegenheit, jungen Menschen ihre Lebensgeschichte vorstellen zu können, was wiederum die Jugendlichen überraschte und beeindruckte.

Yoram und Malka Igael und Varda Albalach wollten den Jugendlichen nahebringen, was es bedeutete, in Israel aufzuwachsen, wo sie einerseits permanent mit der Vergangenheit konfrontiert sind, andererseits oft mit dem Schweigen der Eltern aufwachsen. Zahlreiche Fragen der Schülerinnen und Schüler beschäftigten sich mit dem Leben in der neuen Heimat. Das große Interesse an diesem Fragenkomplex wird verständlich, wenn man bedenkt, dass viele Eltern der Jugendlichen bzw. sie selbst ebenfalls Migrationshintergrund haben. Schon an dem Begrüßungsabend zeigten sich die Besucher erstaunt darüber, wie multikulturell Frankfurt geworden ist. Positiv empfanden sie die Art und Weise, wie diese Jugendlichen auf unkomplizierte Weise mit ihrem jeweils unterschiedlichen Hintergrund und miteinander umgingen. Sie hätten von den Gesprächen mit den Jugendlichen viel gelernt, meinten Gisele Croitoru und Patrick Nussbaum. „Very inspiring“, so das Fazit von Gisele Croitoru.

Für Susan Loeb war das Gespräch mit Schülerinnen und Schülern eine der bedeutungsvollsten Erfahrungen ihrer Deutschlandreise. Sie war ebenso wie Gisele Croitoru und Patrick Nussbaum angenehm überrascht und berührt, dass es zu einem richtigen Austausch von Erfahrungen kam, in dem auch die Jugendlichen ihre Geschichten mit ihnen teilten. Auch Patrick Nussbaum hob hervor, es sei wichtig für ihn gewesen, über seine Familie und sich zu erzählen und auf die Fragen der Jugendlichen zu antworten. Aber ebenso spannend war es für ihn, die Geschichten der Schülerinnen und Schüler zu hören.

Interesse hatten die Jugendlichen an der Frage, welchen Einfluss die Lebensgeschichte der Vorfahren und ihre Flucht aus Deutschland auf das Leben der nachfolgenden Generationen hat. Wie sich die Erfahrungen seiner Familie auf

das Denken von Ron Sommers ausgewirkt haben, möchten die Schülerinnen und Schüler wissen und sind beeindruckt von der Antwort. Er sei Rechtsanwalt geworden, weil er Rechtssicherheit für ein hohes Gut halte. Genau diese Sicherheit hatten seine Vorfahren verloren, waren ausgeliefert und rechtlos. Sein Beruf gebe ihm nun die Möglichkeit, sich selbst und andere zu schützen.

Zurück in ihre Heimat kehrte die Mehrzahl der Besucher mit einem veränderten Blick auf das heutige Deutschland. Susan und Carol Loeb sehen sich nach dem Besuch als Botschafter Frankfurts und teilen ihre Erfahrungen nicht nur im Familien- und Freundeskreis, sondern auch in der Schule der Kinder und in ihren jüdischen Gemeinden mit. Auch Varda Albalach hat sich vorgenommen, die Jugendlichen in Israel über ihren neu gewonnenen Blick auf Deutschland zu informieren, um einen Gegenpol zu den dort vielfach verbreiteten negativen Bildern zu schaffen.

Ob sie wieder nach Deutschland zurückkommen würden und ob sie sich vorstellen könnten, (wieder) in Deutschland zu leben, ist eine sehr häufig gestellte Frage, hinter der oft der Wunsch steht, als Deutsche respektiert und angenommen zu werden. Herbert Stern gab den Jugendlichen in seiner Antwort einen Auftrag. Es hänge von ihnen ab, von ihrem aktiven Engagement. Sie dürften nicht zulassen, dass so etwas wie der Holocaust wieder passiert. „Das ist eine Verpflichtung.“ Auch Renata Harris möchte der Klasse einen Rat mit auf den Weg geben. Sie empfiehlt den Schülern, die Welt mit offenen Augen und Herzen zu erkunden und dabei zu lernen. „Geh, schau, fühl und dann komm zurück.“

In der Abschlussrunde, in der die Besucher ihre Eindrücke von ihrem Aufenthalt in Frankfurt schilderten und ihre Erfahrungen miteinander austauschten, zeigte sich, dass die Gespräche in den Schulen eine große Wirkung hatten. Für Dianne Rosner war es der wichtigste Teil ihres Besuches in Deutschland. Junge Menschen stehen für die Zukunft eines Landes. Die Erfahrung, neugierige und offene Schülerinnen und Schüler kennengelernt zu haben, die an dem Schicksal ihrer Vorfahren Interesse zeigten, war für die Gäste der Stadt Frankfurt ein hoffnungsvolles Zeichen.

„Wir sind voller Hoffnung, dass dieses Projekt weitergeführt wird, um noch weiter jungen Menschen zu ermöglichen ihrer Familiengeschichte näher zu kommen, und außerdem ein Deutschland zu sehen, welches sich seiner Vergangenheit bewusst ist, die Vergangenheit erhält und eine neue Zukunft baut.“ (Miriam Liver)

Nachwirkung und Schlußfolgerungen

Der Besuch in Frankfurt wirkt oft lange nach

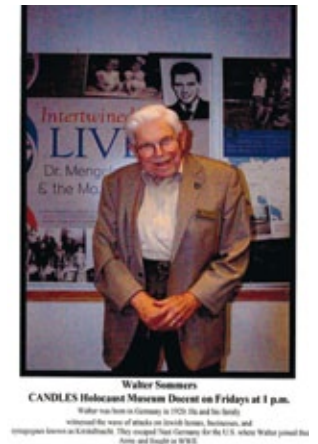
Mit zahlreichen früheren Gästen sind die Mitglieder der Projektgruppe und die Lokalforscher weiterhin in Verbindung und erfahren so, auf welche Weise der Besuch in Frankfurt auch längerfristig Spuren hinterlassen hat. In vielen Fällen ist die Einladung nach Frankfurt der Beginn einer intensiveren Beschäftigung mit der Familiengeschichte.

Einige ehemalige Frankfurterinnen und Frankfurter haben nach dem Besuchsprogramm begonnen, mit ihren Kindern über ihre Erfahrungen zu sprechen (Walter Sommers, Aviva Igael). Etliche haben nach dem Besuch mit einer „neuen Karriere“ begonnen und sprechen als Zeitzeugen über ihre Erfahrungen in Schulen oder ihren Gemeinden und bieten Führungen in jüdischen Museen an (Walter Sommers).

Oft beginnt oder verstärkt sich nach dem Besuch die Kommunikation in den Familien (Ralph Penglis, Andrea Jacobs, Patrick Nussbaum) oder im Freundeskreis (Susan und Carol Loeb). Susan und Carol Loeb fühlen sich als Botschafter Frankfurts und werben dafür, die Heimat der Vorfahren zu besuchen. Ralph Penglis gewann das Interesse seines Sohnes, in der Geburtsstadt des Vaters Spuren zu suchen. Ihre Erfahrungen und Gefühle nimmt Andrea Jacobs zum Anlass, mit Familienmitgliedern über die Vergangenheit zu sprechen.

Da es vielen Mitgliedern der zweiten Generation schwer fällt, den Fragebogen der Projektgruppe auszufüllen, beginnt, sofern die Eltern noch leben, dieser Prozess teilweise auch schon vor dem Besuch, mit der Frage, wo die Familie gelebt hat, wie die Großeltern hießen und welches Schicksal sie erlitten haben. Oder die Eltern geben den Kindern auf den Weg, was sie sehen und erkunden könnten (Walter an Ron Sommers). So beginnen viele der Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter anlässlich der Einladung der Stadt, ihre Eltern oder Verwandten zu befragen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Einige fühlen sich verpflichtet, in ihrem Umfeld über die Erfahrungen in Deutschland und über die Lebensgeschichte der Familienmitglieder zu sprechen, so Susan Loeb. „Wherever I go, I tell my father's story. I know, that it is my responsibility to tell his story and to make sure that the people of the Holocaust are never forgotten.“ Anlässlich des Yom HaShoa, des jüdischen Gedenktages



Walter Sommers bietet in dem Holocaust-Museum in Terre Haute Vorträge und Führungen an. Foto:privat

für die Opfer des Holocaust, sprach ihr Vater Eric Loeb über die Erinnerungen an seine frühere Heimat und die NS-Zeit. Auch seine Tochter berichtete bei dieser Gelegenheit über ihre Eindrücke während des Besuchs in Deutschland. Den 40 Zuhörenden zwischen 10 und 80 Jahren gefiel, so Carol Loeb, vor allem der positive Schlusspunkt. Die Präsentation von Vater und Tochter endete mit der Mobb-Geschichte, dem Wiedersehen von Eric Loeb mit seinem Jugendfreund aus Frankfurt und dem Gegenbesuch der Kinder von Arnulf Borsche in New York im März 2013.

„I am coming to learn as much as to share“

Welche Schlussfolgerungen zieht die Projektgruppe nach dem ersten Besuchsprogramm für die nachfolgenden Generationen?

Während das Besuchsprogramm für die ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter noch stark von dem Gefühl der Verpflichtung getragen war, den Verfolgten über eine Einladung die Möglichkeit zu einem Besuch in ihrer früheren Heimatstadt zu geben, gewann mit dem zunehmenden zeitlichen Abstand zum Holocaust der Dialog mit den Zeitzeugen der NS-Zeit und ihren Nachkommen eine immer größere Bedeutung.

Sollten wir uns nicht lieber der Gegenwart zuwenden, als uns immer wieder mit der Vergangenheit zu beschäftigen? Dies mögen Skeptiker gegen eine Fortsetzung des Besuchsprogramms für die nachfolgenden Generationen einwenden. Die Erfahrungen belegen das Gegenteil. Erst die Kenntnisnahme der geschichtlichen Tatsachen und der Erfahrungen der Familien, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft aus Deutschland fliehen mussten, und der Auswirkungen auf das weitere Leben, schafft die Grundlage für eine Verständigung in der Gegenwart. Der Holocaust ist kein Kapitel der Geschichte wie jedes andere. Er hat Spuren in den nachfolgenden Generationen hinterlassen, auf jüdischer Seite wie auf der Seite der Mehrheitsgesellschaft, auf jeweils unterschiedliche Weise. Auch für die Zuwanderer ist der Holocaust nicht irgendein Kapitel der Geschichte.

Was bedeutet es für die Besucher, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben wird, über die eigenen Erfahrungen bzw. die der Familie zu berichten?

Bei den Gesprächen in den Schulen und bei der Spurensuche erhalten die Besucher die Gelegenheit, ihre Geschichte zu erzählen. Damit werden die Verbrechen der Vergangenheit zwar nicht ungeschehen gemacht, aber sie werden in dem Land, von dem die Verbrechen der NS-Zeit ausgingen, zur Kenntnis genommen und können an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden. Damit ist auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verbunden.

Das Angebot, die Gäste bei ihrer Spurensuche zu begleiten, hilft ihnen nicht nur, ihre Wurzeln zu finden, sondern bringt sie auch mit Menschen in Deutschland zusammen, mit Jugendlichen, Lehrerinnen und Lehrern oder Lokalhistorikern, die bei den Begegnungen wiederum mit ihrer eigenen Geschichten bzw. den jeweiligen Geschichten konfrontiert sind. So wird das Menschliche den Verbrechen entgegengestellt, ohne dass diese unter den Teppich gekehrt werden. Vergangenheit und Gegenwart stehen in diesem Sinne nicht im Gegensatz sondern bedingen einander. Die Vergangenheit wird bei diesem Dialog in die Gegenwart integriert, auch, dies belegen die Statements der Jugendlichen eindrucksvoll, die Vergangenheit und Herkunft der Zuwanderer in Deutschland.

Bei den Begegnungen in der Schule und bei der Spurensuche steht der Dialog im Vordergrund. Damit werden die Besucher nicht auf die Vergangenheit reduziert, sondern es rücken verbindende gemeinsame Fragestellungen mit den Menschen, die heute in der alten Heimat der Eltern leben, in den Vordergrund.

Die Rückmeldungen der Angehörigen der zweiten Generation zeigen, dass diese ein großes Interesse an einem gleichberechtigten Dialog in Augenhöhe haben, der jedem Gesprächspartner die Möglichkeit bietet, die eigenen Perspektiven einzubringen und seine Erfahrungen mit anderen zu teilen. Ihre Motivation, an dem Besuchsprogramm teilzunehmen, beschreibt eine zukünftige Teilnehmerin des kommenden Besuchsprogramms folgendermaßen: „I am coming to learn as much as to share“.

Literaturhinweise/Quellen:

Angelika Rieber: „Aber mein Selbstbewusstsein habe ich nicht verloren“. *Jüdische Kindheit und Jugend als Zugang, die Vergangenheit und sich selbst besser zu verstehen*. In: *Jüdische Kindheit und Jugend, Laupheimer Gespräche 2011*, Hrsg.: *Haus der Geschichte Baden Württemberg, Heidelberg 2012*

Angelika Rieber: *Inhaltliche und methodische Überlegungen zum Unterricht über die NS-Zeit in multikulturellen Klassen*, in: *Bevor Vergangenheit vergeht. Für einen zeitgemäßen Politik- und Geschichtsunterricht über Nationalsozialismus und Rechtsextremismus*, Hrsg.: *Thomas Schlag, Michael Hermann, Schwalbach/Ts. 2005*

Fern Schumer Chapman: *Mutterland ... nach dem Holocaust. Eine Tochter fordert ihre Erinnerung zurück*, *Rüsselsheim 2002*

Reden von Angehörigen der zweiten Generation bei den Abschlussemppfängen im Frankfurter Römer